

Zweierlei Kant-Kritik: Mit Wittgenstein oder mit Freud?

I. Aufgabe, Absicht und Gehalt einer Deduktion der Kategorien (von Wittgenstein her)

Philosophie ist methodisch reflexive begriffliche Klärung. Begriffe sind die elementaren Mittel unseres Verstehens. Die Ergebnisse von philosophischer Klärung sind daher begründete Vorschläge, die Mittel unseres Verstehens besser (klarer und deutlicher) zu verstehen, als wir es als Personen, sprechende Lebewesen, ohne eine solche klärende Anstrengung je schon tun, bloß als Sprachbenutzer. Darin, dass sich unser Verstehen philosophisch auf die Mittel unseres Verstehens richtet, liegt die Reflexivität der Philosophie.

Kategorie ist ein der Philosophie von Aristoteles angeeignetes griechisches Wort – im Deutschen also ein Lehnwort – , das eigentlich *Redeweise* (auch: öffentliche Anklage) bedeutet – also das, was vom Marktplatz (der agora) herabkommt oder auf ihm gebraucht wird. Aristoteles gebraucht es für Grundbegriffe des Verstehens im Rahmen einer Schrift seines *Logischen Organons*. Die Klärung der Kategorien als der Grundbegriffe des Verstehens verstand er also als eine Aufgabe der *Logik* im weiten Sinn nicht nur einer systematisierenden Theorie der Folgerung(en), sondern des Verstandesgebrauchs (des Gebrauchs des Vermögens zu verstehen) im Allgemeinen.

Erst Kant hat das Thema der Kategorien selbstständig wieder aufgenommen. Er hat sich dabei ausdrücklich auf Aristoteles bezogen, ihm aber vorgeworfen, die Kategorien nur induktiv und 'rhapsodisch' aufgerafft und nicht systematisch entwickelt zu haben. ›Systematisch‹ (was eigentlich nur bedeutet: ›im Zusammenhang‹) heißt bei Kant: „nach einem Prinzip“ (KrV B 92) Diese Entwicklung hat er zuerst eine *Deduktion* genannt. Dabei hat dieser Ausdruck bei ihm zunächst einen juristischen Sinn und bedeutet *Rechtfertigung*, aber die Absicht, diese Rechtfertigung *nach einem Prinzip* zu geben, spielt auf die logische Bedeutung von Deduktion jedenfalls auch an. Und der in der B-Auflage der KrV vorherrschende Gesichtspunkt der Ableitung der Kategorien aus dem Prinzip des Selbstbewusstseins hat die idealistischen Philosophien ›aus einem Prinzip‹ von Fichte, Schelling und Hegel angestoßen und noch Marx' kritische Theorie im ›Prinzip Arbeit‹ bestimmt.¹

Der methodologische Rahmen der Untersuchung ist bei Kant, anders als bei Aristoteles, nicht ein logischer, sondern, wie er sagt, ein transzendental-logischer. Der Unterschied ist

¹ Vgl. E.M. Lange: *Das Prinzip Arbeit*, Berlin 1980.

vorläufig und *de dicto* damit anzugeben, dass nach Kants Auffassung die Logik von allem Inhalt der Begriffe in Urteilen abstrahiert und nur deren logische Form thematisiert, die transzendente Logik aber Begriffe untersucht und erfasst, die sich a priori auf Gegenstände als ihren möglichen Inhalt beziehen.²

Der folgende erste Teil der Abhandlung will das Kantische Thema einer Deduktion der Kategorien wieder aufnehmen und es in einer Interpretation *de re* aus dem Kantischen Rahmen in den heute gebotenen Rahmen einer Philosophie nach der *Wendung zur Sprache* (linguistic turn) übersetzen. Dabei verfährt sie nach Grundsätzen der Interpretation, die für eine philosophische Lektüre philosophischer Texte überhaupt geboten sind und die die zusätzliche Empfehlung haben, von Kant selbst autorisiert zu sein. Das ist zunächst kurz darzulegen.

Philosophische Interpretation

Philosophie ist für Kant wesentlich Selbstdenken. Er unterschied deshalb zwischen historischer und philosophischer Erkenntnis, *cognitio ex datis* vs. *cognitio ex principiis*, auch in Bezug auf philosophische Texte. Wer alle Lehrsätze und Ableitung der Wolff'schen Philosophie gelernt hat, hat nur historische Kenntnis, nicht philosophische Erkenntnis. Zu dieser bedürfte es der Aneignung, die den Aneignenden in die Lage selbstständiger argumentativer Entwicklung der Philosophie versetzte, die dann wohl nicht mehr einfach die Wolff'sche sein könnte. Vgl. KrV B 540-1.

Philosophische Interpretation philosophischer Texte ist daher nicht philologisch immanente Interpretation *de dicto*, sondern an der Sache orientierte Interpretation *de re*, die mit dem interpretierten Autor über seine Themen und Probleme weiter nachdenkt.

Kants Voraussetzungen; ihre sprachanalytische Transformation

Die Kantische theoretische Philosophie ist durch eine Reihe von Unterscheidungen geprägt, die in ihr dualistisch gefasst werden. Die dualistische Fassung der Unterscheidungen totalisiert ihre Glieder und das hat sinnlose Implikationen, weil sie eine sinnlose Voraussetzung macht.

2 KrV B 90-91: „Ich verstehe unter der Analytik der Begriffe nicht die Analysis derselben, oder das gewöhnliche Verfahren in philosophischen Untersuchungen, Begriffe, die sich darbieten, ihrem Inhalte nach zu zergliedern und zur Deutlichkeit zu bringen, sondern die noch wenig versuchte *Zergliederung des Verstandesvermögens selbst*, um die Möglichkeit der Begriffe a priori dadurch zu erforschen, dass wir sie im Verstande allein, als ihrem Geburtsorte, aufsuchen und dessen reinen Gebrauch überhaupt analysieren“.

Ich nenne zunächst Beispiele für die Unterscheidungen: Erscheinung(en)/Ding-an-sich; Materie/Form; Sinnlichkeit/Verstand; unverbunden Mannigfaltiges/synthetische Verbindung; Rezeptivität/Spontaneität.

Die umfassendste dualistische Unterscheidung ist die zuerst genannte zwischen Erscheinung(en) und Ding(en)-an-sich. Kants Lehre ist bekanntlich, dass unsere empirische Erkenntnis (Erfahrung) sich nur auf Erscheinungen erstreckt und nicht auf das Ding-an-sich/die Dinge-an-sich. Dass kantisch nicht einmal zwischen dem Singular und dem Plural von Ding-an-sich erkennend unterschieden werden kann, ist eine Implikation der These der Unerkennbarkeit des Dings-an-sich.

Die Unterscheidung zwischen für-uns und an-sich, die schon in der Philosophie von Aristoteles gefasst wurde und wichtig war, hat Kontext-bezogen und relativ einen guten Sinn. Der in Wasser getauchte gerade Stab erscheint uns (ist für uns) gebeugt, aber an sich (außerhalb des Wassers) ist er gerade. Wir nehmen seine im Allgemeinen taktil erfassbaren Eigenschaften wichtiger als seine im Besonderen auftretenden optischen Eigenschaften. Das hat gewiss praktische Gründe.

Die Totalisierung der Unterscheidung in Verbindung mit der These der Unerkennbarkeit ihres einen Glieds versetzt die eben erläuterte Unterscheidung zwischen für-uns und an-sich in toto auf die Seite der Erscheinung und macht die optische Gebeugtheit des Stabes, wenn in Wasser getaucht, zur Erscheinung einer Erscheinung, zum Gespenst einer Erscheinung. Das ist angesichts der pragmatischen Brauchbarkeit, ja Unverzichtbarkeit der Kontext-bezogenen Unterscheidung zwischen für-uns und an-sich sinnlos (unverständlich und unverständlich). Die Unterscheidung Erscheinung/Ding-an-sich *across the board* (totalisiert) ist sinnlos, weil sie Identität der Bezugnahme und interne Möglichkeit der Berichtigung nicht zu wahren erlaubt.³ Das lässt sich am Scheitern von Kants Theorie selbst zeigen. Kants muss nämlich annehmen – und tut das auch – dass empirische Erkenntnis damit beginnt, dass wir von Gegenständen der Wahrnehmung „affiziert“ werden (KrV B 45; vgl. B 27: „Gegenstände, die unsere Sinne *rühren* und teils von selbst Vorstellungen *bewirken*“). Mit der Metaphysik des transzendentalen Idealismus ist nur die Annahme vereinbar, dass die Ursache dieser kausalen Resultate der Gegenstand = X, das ›Ding-an-sich‹ ist. (Vgl. B 522-3: „... die bloß intelligible Ursache, der Erscheinungen überhaupt, das transzendente Objekt. Diesem transzendentalen Objekt können wir allen Umfang und Zusammenhang unserer möglichen Wahrnehmungen zuschreiben, und

³ Vgl. P. F. Strawson: *Die Grenzen des Sinns* - Ein Kommentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft, übersetzt von E. M. Lange, Meisenheim 1981, 216-22.

sagen: dass es vor allen Erfahrung an sich selbst gegeben sei.“) Aber die Annahme einer Verursachung aller unserer Wahrnehmungen durch das transzendente Objekt ist andererseits mit der Lehre des transzendentalen Idealismus unvereinbar, dass kausale Beziehungen auf Erscheinungen beschränkt sind und ›Dinge-an-sich‹ nicht tangieren.

Dieser Grundwiderspruch ist Implikation des Umstands, dass die totalisierende Unterscheidung Ding-an-sich/Erscheinung sich einer falschen Stellungnahme hinsichtlich des philosophischen Grundproblems von Realismus vs. Idealismus verdankt. Die Kantische Verlegenheitsformel einer Vereinbarkeit von transzendentalen Idealismus und empirischem Realismus ist nur Ausdruck dieser falschen Stellungnahme.

Kant hat mit der gesamten neuzeitlichen Erkenntnistheorie seit Descartes gemeint, den erkenntnistheoretischen Skeptiker ernst nehmen zu müssen und nicht rational widerlegen zu können. Er akzeptiert aufgrund der Herausforderung des Skeptikers den ›Skandal der Philosophie‹, „das Dasein außer uns ... bloß auf Glauben annehmen zu müssen“ [KrV B XL (Anm.)] und gibt ihm mit der Einschränkung der menschlichen Erkenntnis auf bloß die Erscheinungen von vornherein Recht, indem er Ding(e)-an-sich für unerkennbar erklärt.

Aber diese Konzession ist unnötig, das ernst Nehmen des Skeptikers unbegründet. Denn die Leugnung des Skeptikers ist sinnlos, muss daher nicht widerlegt, sondern nur abgewiesen werden. Das hat Wittgenstein im Argument gegen die Traumhypothese Descartes' in nuce gezeigt. „Das Argument 'Vielleicht träume ich' ist darum sinnlos, weil dann eben auch diese Äußerung geträumt ist; ja auch *das*, dass diese Worte eine Bedeutung haben.“ (ÜG § 383) Bloß geträumte Bedeutungen der Wörter können nicht dazu dienen, etwas Sinnvolles (Verständliches) zu behaupten (äußern). Der Skeptiker sagt also gar nichts, er redet bloß unverständlich. Das kann nicht ernst genommen werden.

Unsere begriffliche Praxis legt uns auf das fest, was Kant ›empirischen Realismus‹ genannt hat. Das zeigt das Sprachspiel der hinweisenden Erklärung von Wortbedeutungen (ostensive Definition). In dieser werden Elemente der Wirklichkeit als Muster der Bedeutung von Wörtern der Sprache internalisiert. Vgl. PU § 16. Damit ist ein internes Verhältnis von Sprache und Welt auf der Ebene von Sinn und Bedeutung gestiftet, dem ein externes Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit in der Dimension Wahrheit/Falschheit bzw. Erfülltheit/Nicht-Erfülltheit entspricht. Die scheinbar unauflösbare Kontroverse von Idealismus und Realismus ist so geschlichtet. Dem Idealismus wird gleichsam Recht gegeben für Begriffsbildung und Bedeutungserklärung (vgl. KrV B 93: „Begriffe gründen sich also auf der Spontaneität des

Denkens“), für den erforderlichen Realismus (die Existenz der Außenwelt) ist schon auf der Ebene des Sinns durch das interne Verhältnis zur Welt gesorgt.

Auf dieser Grundlage ist eine nicht hintergehbare Sprachvermittlung der Erkenntnis (des Gebrauchs von Sätzen mit kognitivem Anspruch) etabliert. Begriffe sind objektiv, d.h. intersubjektiv nachprüfbar und ausweisbar, nur in Urteilen ausdrückenden Sätzen (vgl. KrV B 93: „Von ... Begriffen kann nun der Verstand keinen andern Gebrauch machen, als dass er dadurch urteilt.“). Hinsichtlich der Bindung von Urteilen als psychologischen Handlungen an ihre sprachliche Ausdrückbarkeit ist Kant undeutlich. Wenn er sie nicht annimmt, dann geht die sprachanalytische Auffassung über ihn hinaus und kann dabei doch anerkennen, dass er mit der Bindung von Begriffsgebrauch an Urteile eine (dann: psychologische) Vorform des sprachanalytischen Prinzips des Satzzusammenhangs als der kleinsten bedeutungskonstitutiven Einheit [und dem Satz als kleinster Einheit der Sprache, mit deren selbstständiger (isolierter) Verwendung etwas gesagt, behauptet werden kann] vorweggenommen hat.

Das umfassendste Korollar der Preisgabe des psychologischen Begriffsrahmens (die Rede von Erkenntnisvermögen) durch die Sprachanalyse ist ein veränderter Begriff von Welt und Wirklichkeit. Welt ist das Insgesamt der durch wahre Sätze dargestellten Wirklichkeit, Wirklichkeit ist das Insgesamt des durch wahre oder falsche (erfüllte oder nicht erfüllte) Sätze dargestellte überhaupt Verständlichen (Sinnvollen). In philosophiegeschichtlicher Hinsicht kann aber gesagt werden, dass mit diesen Begriffsbestimmungen Konsequenzen aus Kants Nachweis gezogen werden, dass ein kosmologischer Weltbegriff (Welt als Insgesamt dessen, was es an Entitäten – ›Dingen, Gegenständen‹ – überhaupt gibt) in die Antinomie der reinen Vernunft führt.

In diesem Rahmen können eine Reihe von Kantischen Unterscheidungen als interne rekonstruiert werden.

Arten von Begriffen; ihre Deduktion (Rechtfertigung)/Deduzierbarkeit

Man kann Kants Unterscheidung Sinnlichkeit/Verstand als Vorform von Unterscheidungen zwischen Arten von Begriffen auffassen. Dem kommen Formulierungen bei Kant schon entgegen. So unterscheidet er „die Begriffe des Raumes und der Zeit als Formen der Sinnlichkeit und die Kategorien als Begriffe des Verstandes“. (KrV B 100) Mit dieser verschränkt er die zusätzliche Unterscheidung rein/empirisch (a priori/a posteriori), wovon ich

zunächst absehe.

Dann lassen sich Begriffe der Sinnlichkeit als Vorformen der sprachanalytischen Beobachtungsbegriffe, die des Verstandes als die der rationalen oder nur inferentiell zugänglichen Begriffe auffassen. Sie unterscheiden sich, auch schon bei Kant, durch die Art ihrer Ausweisbarkeit. Bei sinnlichen oder Beobachtungsbegriffen haben „wir jederzeit die Erfahrung bei der Hand ..., ihre objektive Realität zu beweisen“ (KrV B 99), bei rationalen Begriffen können wir nur argumentieren, ohne dass *empirische* Belege verfügbar wären. In der Sache zeigt der Rekurs auf Rechtfertigung zur Unterscheidung von Begriffsarten, dass die Unterscheidung methodologisch ist und nicht ontologisch. Der (frühere) Planet Pluto war bis zu seiner tatsächlichen Beobachtung eine ›theoretische Entität‹, deren Postulat in der besten verfügbaren Theorie unseres Sonnensystems begründet war. Mit seiner Beobachtung bekam er den Status eines empirischen Objekts. (Das Beispiel stammt von Robert Brandom.) In Kants Kontext ist ein solcher Wechsel des epistemischen Status nicht vorgesehen, auch weil er die Unterscheidung empirisch/rational je schon mit der empirisch/rein verschränkt. Deshalb heißt es bei ihm hinsichtlich der Rechtfertigung der rationalen Begriffe: „Wenn aber eine Deduktion derselben nötig ist, so wird sie jederzeit transzendental sein müssen.“ (B 100) Die so genannte transzendente Deduktion der Kategorien ist also die kantische Form der Rechtfertigung der reinen, apriorischen Begriffe des Verstandes.

Die Darlegung dieses Unterschieds zwischen Kant und der Sprachanalyse impliziert schon, dass beide hinsichtlich des normativen Charakters von Begriffsgebrauch einig sind. Dies impliziert, dass dem Empirismus des Begriffsgebrauchs im normativen Status von Begriffen eine unüberschreitbare Grenze gezogen ist. Unüberschreitbar, weil sie auf den Gegensatz in der Richtung möglicher Übereinstimmung mit der Wirklichkeit (direction of fit) gründet. Für Normen (und Begriffe als Normen) geht die Richtung der Übereinstimmung auf die Wirklichkeit: bei Nicht-Übereinstimmung muss die Wirklichkeit verändert werden. Für empirische Sätze geht die Richtung der Übereinstimmung von der Wirklichkeit auf die Begriffe: bei Nicht-Übereinstimmung muss der empirische Satz verändert werden. Die Grenze des Empirismus ist also die Begriffsbildung.⁴

Diese grundlegende Einigkeit darf aber nicht dazu verführen zu übersehen, dass mit dem Wechsel des Bezugsrahmens von ›Bewusstsein überhaupt‹ zu ›Sprache‹ eine Verwerfung von Kants und der Bewusstseinsphilosophie überhaupt individualistisch-subjektiv verengter

4 Vgl. Wittgenstein BGM III, 71 und IV, 29.

Perspektive auf Begriffsgebrauch, die auch bei Kant zum Solipsismus⁵ tendiert, verbunden ist. Sprache ist eine wesentlich soziale Institution, gleichsam ethnologisch erklärbar als ein Insgesamt von Ausdrucks- und Darstellungsmitteln, das in einer Bevölkerung vorherrschend gebraucht wird und konventionalisiert ist. „Language is a social art.“ (Quine)

Die Sozialität der Sprache spiegelt sich in ihren Strukturen. Sätze drücken Urteile in Behauptungen aus, Behauptungen sind auf ihre möglichen Bestreitungen bezogen. Schon von daher kommen Sätze, obwohl isoliert behauptbar, nie allein, sondern immer in Gruppen (Satzsystemen; Sprachspielen). Das liegt auch daran, dass Begriffe ebenfalls in Gruppen kommen und zwar weithin in vereinbaren Begriffsgruppen von innerhalb dieser unvereinbaren Prädikaten. Ein Gegebenes kann Farbe und Gestalt haben, aber nur eine Farbe im Gegensatz zu anderen und eine Gestalt im Gegensatz zu anderen.

Kant und die Sprachanalyse unterscheiden sich nun weiter darin, dass Kant die Rechtfertigung rationaler Begriffe „nach einem Prinzip“ zu geben beansprucht. Dieses Prinzip – die Urteilstafel (KrV B 87) und die für sie beanspruchte Vollständigkeit (KrV B 92) – macht den reinen Verstand zu einem ein für alle Mal abgeschlossenen Vermögen.

Zu dieser Behauptung weiß Sprachanalyse sich nicht mehr berechtigt. Apriorische Regeln ergeben sich für sie aus jeder Bedeutungserklärung unter der Bedingung ihrer Vereinbarkeit mit je schon gegebenen oder möglichen Bedeutungserklärungen. Ein Wittgenstein'sches Beispiel: Die Farbausdrücke schwarz und weiß können mit Beziehung auf Muster (Flecken dieser Farben) erklärt werden. Dieselben Muster können für die Erklärung der Ausdrücke hell und dunkel verwendet werden. Wenn das geschieht, sind die oberflächlich grammatischen Sätze ›*Der schwarze Fleck ist hell‹ und ›*Der weiße Fleck ist dunkel‹ apriori falsch, d.h. als sinnlos ausgeschlossen. (Vgl. BGM I. 105) Andererseits hat der Ausdruck ›ein dunkles Weiß‹ eine Verwendung, aber in ihm fungiert der Ausdruck dunkel als Auswahloperator über verschiedenen Arten von Weiß, ist also im Blick auf eine Menge von Weißtönen erklärt und nicht in dem absoluten Sinn, in dem der weiße Fleck auch hell und der schwarze Fleck dunkel ist. Nur relativ zu bestimmten (möglichen) Bedeutungserklärungen haben Ausdrücke eine bestimmte Bedeutung. D.h. auch: nicht in allen Kontexten dieselbe. Für ›dunkles Weiß‹ ist der grundlegende Kontrast weiß/schwarz gleichsam suspendiert. Dieser Umstand: dass nicht alle Regeln für einen Ausdruck in allen Kontexten anwendbar sind (angewendet werden) – ist der Grund dafür, von einer unabsehbaren Vielzahl von *Sprachspielen* zu sprechen.

5 Zum ›Solipsismus‹ vgl. mein ›Wittgenstein on Solipsism‹, in: Glock/Hyman (eds.), *A Blackwell Companion to Wittgenstein*, Oxford et.al. 2017, 159-174.

Die Begriffe, die Kant ›Kategorien‹ die Stammbegriffe des Verstandes nennt, weil er sich ihrer Vollständigkeit durch ihre Ableitung aus der vollständigen Tafel der Urteile versichert weiß, gelten der Sprachanalyse als ›formale‹ im Unterschied zu ›materialen‹ Begriffen.⁶ Materiale Begriffe erlauben zu klassifizieren, was uns in der Wahrnehmung oder im tätigen Umgang mit Wirklichem gegeben ist (was uns Kantisch ›affiziert‹). Formale Begriffe dagegen erlauben zu klassifizieren, was schon anderwärts unter Begriffe gefasst ist, verkürzend gesagt: sie klassifizieren andere (materiale und formale) Begriffe.

Wittgenstein hat zuerst den Begriff eines formalen Begriffs klar gefasst und ihn im Blick auf die formale Notation der Funktionen-Logik durch zwei Merkmale charakterisiert: Er drückt eine Variable aus und ist deshalb mit jeder ihrer Instanzen bereits gegeben. Sein Beispiel war der Begriff ›Gegenstand‹: Er wird in formaler Notation als Individuenvariable ›x‹ ausgedrückt, und die ist mit jeder Individuenkonstante (›a, b, c, ...‹) schon gegeben. Die umgangssprachliche Entsprechung zu ›x‹ ist das indefinite Pronomen ›etwas‹. Für die Umgangssprache ist aber charakteristisch, dass es ein zu ›etwas‹ für Gegenstände gleichberechtigtes indefinites Pronomen gibt, nämlich ›jemand‹ für Personen. Auf dieser exklusiven Grundunterscheidung ist das alltägliche Verstehen aufgebaut.

Um weitere zunächst nicht umstrittene Beispiele für formale Begriffe zu nennen: ›Das Nautische‹ klassifiziert alles zur Schifffahrt Gehörige, ›das Kulinarische‹ alles zur Kochkunst Gehörige. Um auf Kantische Beispiele einzugehen: ›die Zeit‹ klassifiziert als formaler Begriffe alle Prozesse und Ereignisse (die selbst formale Begriffe sind) und deren Beziehungen – also alles, was zeitlich bestimmt bzw. bestimmbar ist. ›Der Raum‹ entsprechend alles räumliche Bestimmte oder Bestimmbare; ›Kausalität‹ alles, was mit Begriffen von Ursachen und Wirkungen (wiederum: selbst formale Begriffe) beschrieben werden kann. Vielleicht die wichtigste Verschiebung betrifft, wie schon erwähnt, den Begriff ›Welt‹. Während Kant einen kosmologischen Weltbegriff festhält (ihn nur zu einem der Transzendentalphilosophie erklärt) und den Umstand, dass er auf Widersprüche führt, zu einem Argument für die totalisierte Unterscheidung Ding-an-sich/Erscheinung macht, ist der Weltbegriff der Sprachanalyse formal: Er bezeichnet alles, durch Sätze (wahr oder falsch) Darstellbare.

Es können sprachanalytisch, anders als kantisch, auch neue formale Begriffe gebildet

⁶ Ich habe den Begriff ›formaler Begriff‹ direkt aus Wittgenstein (*Logisch-Philosophische Abhandlung*, 4.122-4.128). Aber schon Strawson hat diese Klasse von Begriffen als Nachfolger von Kantischen Kategorien bezeichnet (a.a.O., 228-234).

werden, z.B. ›Digitalisierung‹ für alles, was mit Rechnern (Computern) zusammenhängt. Einer Stellungnahme zu Kants Behauptung der Vollständigkeit seiner Kategorientafel unter den ihm möglichen Voraussetzungen ist man daher enthoben. Die Rechtfertigung (›Deduktion‹ im allein hier einschlägigen Sinn) dieser Begriffe muss durch Beispiele für Anwendung unter sie fallender materialer Begriffe gegeben werden. Der Status solcher argumentativer Anführung von Belegen ist apriorisch und normativ: Es werden Regeln (an)gegeben und Sinn expliziert, Möglichkeiten des Verständnisses.

Kants Deduktion der Kategorien beruht nun auf der Annahme, man könne in kritischer (d.h. unterscheidender) Philosophie die apriorischen Elemente des Erkennens von den aposteriorischen (empirischen) *trennen*, also nicht nur reflexiv unterscheiden. Kategorien sind als Elemente des Verstandes seine Mittel, Erfahrungen zu denken, und bedürfen für Erfahrung als empirische Erkenntnis des Materials, das ihm die Anschauungen liefern. Erkenntnis soll sich so aus einem Zusammenspiel von Begriffe bildender Spontaneität und sinnlicher Rezeptivität ergeben. Dabei wird das Material, das die Sinne liefern, zum unverbunden Mannigfaltigen depotenziert und dem Verstand allein die Möglichkeit seiner (synthetischen) Verbindung in Begriffen und Urteilen vorbehalten:

„Verbindung liegt aber nicht in den Gegenständen, und kann von ihnen nicht etwa durch Wahrnehmung entlehnt und dadurch in den Verstand allererst aufgenommen werden, sondern ist allein eine Verrichtung des Verstandes“. (KrV B 135)

Für die Sprachanalyse ist Gegebenes ausweislich der Praxis der ostensiven Definition nicht durchweg unverbunden Mannigfaltiges, die Elemente der Wirklichkeit, die zu Mustern der Bedeutung von Wahrnehmungsbegriffen gemacht werden, sind durchaus schon geformt, verbunden. Wir benutzen in dieser Praxis Regelmäßigkeiten der Wirklichkeit (die die Stabilität der Muster gewährleisten), um normative Regeln der Verwendung von Ausdrücken zu instituieren. Unsere begriffliche Praxis ist so ein Beleg für die Maxime von Francis Bacon (aus dem auch Kant das Motto der KrV entlehnt), dass wir die Natur nur bemeistern, insofern wir ihr auch gehorchen (›natura non nisi parendo vincitur‹). Kants Reservierung der Verbindungsfähigkeit allein für das Erkenntnissubjekt ist Ausdruck der neuzeitlichen Selbstüberhebung des ›Subjekts‹.⁷ Innerhalb der Erscheinungsseite seiner dualistischen

⁷ Im Hinblick auf den zweiten Teil dieser Abhandlung kann schon hier bemerkt werden, dass wesentlich darin die von Klaus Heinrich analysierte und kritisierte „Hybris des Verkörperungsdenkens“ liegt. (Vgl. *Versuch über die Schwierigkeit nein zu sagen*, Frankfurt am Main 1964, 154.)

Grundunterscheidung Ding-an-sich/Erscheinung akzeptiert Kant die Konzeption Bacons mit dem Gedanken einer ›transzendentalen Affinität der Erscheinungen‹ (KrV A 112) als „objektiven Grund aller Assoziation der Erscheinungen“ (KrV A 122): „... ohne ... eine gewisse Regel, der die Erscheinungen schon von selbst unterworfen sind, ..., könnte keine empirische Synthesis der Reproduktion statt finden“. (KrV A 100-1)⁸

Kant rechtfertigt nun die Kategorien als Bedingungen der Einheit des Selbstbewusstseins und der Kohärenz der Erfahrung. Aber aufgrund der dualistischen Entgegensetzung von Spontaneität und Rezeptivität muss er die Kategorien zugleich als Hervorbringungen (Produkte) des Verstandes und des höchsten Punktes seines gesamten Gebrauchs (vgl. KrV B 137 Anm.) denken. Insofern lässt Kants transzendente Deduktion der Kategorien wesentlich sowohl eine Lesart ›von unten‹ (KrV A 119): Kategorien als Bedingungen der Einheit des Selbstbewusstseins, als auch ein ›von oben‹ (KrV A 116) zu: Kategorien als Produkte der Spontaneität des Verstandes und – weil transzendentalphilosophisch die Bedingungen der Möglichkeit von Erfahrung zugleich die Bedingungen der Möglichkeit der Gegenstände der Erfahrung sein sollen (KrV B 198) – sogar der Natur, insofern sie das Dasein der Erscheinungen unter Gesetzen ist und der Verstand der Natur das Gesetz vorschreibt (KrV B 161, 163 f.).

Subjektivität des transzendentalen Selbstbewusstseins ?

Schließlich kann bezweifelt werden, ob Kants ursprünglich-synthetische Einheit der transzendentalen Apperzeption oder das ›Ich denke‹, das alle meine Vorstellungen begleiten können muss‹ als „Vermögen“ (KrV B 137 Anm.) oder eine Fähigkeit überhaupt als ein Selbst angesprochen werden kann. Fähigkeiten sind Personen zuzuschreiben, nicht einer begrifflichen Struktur. Personen sind handelnde, sprechende und sich wesentlich selbst bewertende Lebewesen. Sie haben als (sich) selbst bewertend die Differenz, die Kant zum Dualismus von empirischem und transzendentalen Selbstbewusstsein verschärft (und dieser Zug hängt wieder mit dem ausschließenden Gegensatz von Spontaneität und Rezeptivität zusammen), empirisch an sich. Das unmittelbare Beispiel dafür ist die Stellungnahme zu nicht berücksichtigten Wünschen, die in der Bildung eines handlungsleitenden Willens, im Fassen einer Absicht liegt.

⁸ In diesem Kontext malt Kant die von ihm bestrittene Sachlage in einer Imagination aus, die einer schizophrenen Wahrnehmung entspräche – eine Stelle, die von Heinrichs psychoanalytischer Deutung wichtig genommen wird. Vgl. KrV A 100; unten Teil II, 17.

Demgegenüber ist Kants transzendentes Selbstbewusstsein keine Struktur in der Person, sondern eine rationale Bedingung des Sinns für kognitive Sprachspiele – die Bedingung, dass, was wahr oder falsch sein können soll, zunächst einmal verständlich sein muss. Was alle meine Züge in Wahrheitsspielen muss begleiten können, ist das ›Ich denke‹ als ›Ich verstehe‹. Denn ›Denken‹ bezeichnet gar nicht *die* Tätigkeit des Verstandes, sondern drückt den formalen Begriff für propositionale Einstellungen aus, bedarf also, damit etwas Bestimmtes gesagt ist, der Einsetzung einer seiner Instanzen, z.B. ›verstehen‹. (Andere Instanzen den formalen Begriffs Denken sind alle psychologischen Verben mit dass-Satz-Ergänzungen.)

Wenn aber Kants Version der Sinnbedingung in der Form des immer erforderlichen ›Ich verstehe‹ Recht gegeben wird, dann ist das immer noch ein zu großes Zugeständnis an die auf dem grundlegenden Skeptizismus der Unterscheidung von Ding-an-sich/Erscheinung beruhende solipsistische Tendenz seiner Philosophie.⁹ Die kognitiven Sprachspiele sind mit der Sprache überhaupt soziale Phänomene und sofern sie Sinnbedingungen unterliegen, drücken diese sich in Regeln und Meta-Regeln aus. Die Sinnbedingung ist primär angemessen daher als die Meta-Regel des rationalen Vorrangs des Sinns vor Wahrheit/Falschheit, Erfüllung/Nicht-Erfüllung zu fassen. Zwischen Regeln und den durch sie normierten Fähigkeiten (und das transzendente Selbstbewusstsein wurde ja als ›Vermögen‹ bezeichnet) besteht ja ein interner Zusammenhang. Eine (erworbene; normative) Fähigkeit *besteht* darin, die Tätigkeiten ausführen zu können, die die Regeln vorschreiben. Und die ›subjektive‹ Fassung der Sinnbedingung durch ›Ich verstehe‹ ist das subjektive Korrelat des objektiven Vorrangs des Sinns von Äußerungen, das dem Umstand Rechnung trägt, dass Fähigkeiten Fähigkeiten von Personen sind, die wesentlich einen Namen tragen (mit dem sie angesprochen und mit dem auf sie Bezug genommen wird) und die von daher wesentlich ›ich‹ sagen (weil sie z.B. sich mit ihrem Namen müssen vorstellen können). Wenn man den Vorrang der ›intersubjektiven‹ Sinnbedingung in Rechnung stellt, lässt sich Kants transzendentes Selbstbewusstsein als ein Zusammenhang von Regeln des Sprachgebrauchs in kognitiven Sprachspielen verstehen, der auf eine als Subjekt imaginierte Struktur projiziert worden ist.

Die skizzierte sprachanalytische Berichtigung Kants schließt eine grundsätzliche Kritik schon des Ansatzes der Bewusstseinsphilosophie ein. ›Bewusstsein‹ ist ein philosophischer

9 Skeptizismus und Solipsismus hängen so zusammen: ersterer leugnet die Realität (unabhängige Existenz) der Außenwelt, letzterer zusätzlich die Realität anderer ›Selbstbewusstseine‹. Kant macht mit der These, wir wüssten in empirischem Selbstbewusstsein von uns selbst nur als Erscheinung, nicht als Ding-an-sich (KrV B 152-6), einen Schritt auf diese Leugnung und bezahlt ihn einerseits mit der Spaltung des Person in empirisches und transzendentes Selbstbewusstsein, andererseits mit dem Verschließen einer angemessenen Wahrnehmung der Intersubjektivität von Erkenntnis.

Kunstbegriff. Umgangssprachlich gibt es nur zwei Kontexte für die Verwendung von Ableitungen des Ausdrucks *bewusst*: ›bei Bewusstsein (und nicht ohnmächtig oder schlafend) sein‹ und ›sich bewusst sein, dass ...‹. Der erste Kontext meint eine komplexe Fähigkeit von Personen (ansprechbar sein, seiner selbst mächtig sein, handeln können etc.) oder vielmehr ein Passepartout von Fähigkeiten, der letztere lässt sich durch Paraphrase mit ›wissen‹ eliminieren. Das ›Bewusstsein überhaupt‹, über das Kant seine Theorie baut, gibt es also, recht besehen, nicht.

Angesichts dieses Fazits könnte die Frage paradox erscheinen, die ich zum Schluss dieses Abschnitts erörtern will: Könnte es sprachanalytisch etwas Analoges zu Kants Rechtfertigung (Deduktion) von Kategorien geben? Sprachanalytisch sind Kategorien formale Begriffe. Da diese mit jeder ihrer Instanzen schon gegeben sind, ist ihre ausdrückliche Bildung (die Verwendung eines Wortausdrucks für sie) optional. Außerdem sind neue formale Begriffe möglich (Beispiel: ›Digitalisierung‹). Von daher scheint ganz ausgeschlossen, dass es etwas zu Kants transzendentaler Deduktion der Kategorien Analoges sprachanalytisch geben könnte. Aber: Wenn für die Frage nach der Rechtfertigung von formalen Begriffen ein angemessener Kontext gebildet wird – zum Beispiel der des alltäglichen Verstehens, das über der Unterscheidung von ›Person‹ und ›Gegenstand‹ aufgebaut ist –, dann kann eine Reihe von formalen Begriffen als für diesen Kontext konstitutiv (und deshalb: kontextuell a priori) deshalb ausgewiesen werden, weil man an der Komplexität des Begriffs der ›Person‹ ein Vollständigkeitskriterium hat, das analog zu Kants Theorie der Urteilstafel fungieren kann. Denn um den Begriff der Person angemessen zu bestimmen, braucht es eine Reihe von anderen formalen Begriffen je schon und diese sind dann mit dem Begriffspaar Person/Gegenstand zusammen minimaliter konstitutiv für das Alltagsverstehen. Ich habe einen Vorschlag dafür in ›Philosophie‹ gemacht.¹⁰

II. Kann die transzendente Deduktion Thema von Ideologiekritik sein? (Von Freud her)

Klaus Heinrich hat immer wieder eine ideologiekritische Interpretation von Kants transzendentaler Deduktion der Kategorien vorgetragen, die sowohl psychoanalytisch als auch historisch materialistisch instrumentiert ist.

Aus Freuds Psychoanalyse geht in diese Kritik methodisch die psychoanalytische

¹⁰ Auf www.emilange.de.

Grundregel ein, derzufolge der Klient in der therapeutischen Situation zu seinen Traumerinnerungen frei assoziieren und dabei nichts verschweigen soll, auch wenn es ihm unvernünftig, unwichtig, nicht zur Sache gehörig oder gar anstößig erscheint.¹¹ Heinrich besteht darauf, dass die Anwendbarkeit der Interpretationsregel nicht auf die ›private‹ therapeutische Situation beschränkt sei, weil in dieser mit der ›archaischen Erbschaft‹ des Ödipus-Komplexes nicht nur Privates zum Thema gemacht werde.¹² Aber es bleibt der Unterschied: Den Klienten führt Leidensdruck in die therapeutische Situation, theoretische Texte widmen sich der Lösung sachlicher Probleme und haben prima facie schon deshalb keinen Leidensdruck, weil sie keine Personen, keine sprechenden Lebewesen sind. Wichtig für Heinrichs außer-therapeutische Anwendung der psychoanalytischen Grundregel sind weiter die Begriffe, mit denen Freud das unter dieser Regel produzierte Material theoretisch begreifen will: Verdrängung, Unbewusstes, Wiederkehr des Verdrängten. Heinrich expliziert diese klar als *theoretische*, also in einen Erklärungskontext gehörige Begriffe.¹³ Die Anwendung auf theoretische Texte wirft die Frage auf, was an ihnen, insofern sie konsistent sind und sich insofern selbst erklären, noch soll erklärt werden müssen.

Sehen wir aber zunächst zwei Formen der Interpretation an, die ich als zurückhaltendere und emphatische voneinander unterscheide. Die erste stellt Kant als Vollender der neuzeitlichen Bewusstseinsphilosophie und Aufklärung vor und kontrastiert ihm Freud als das Bewusstsein als theoretischen Bezugsrahmen überschreitenden Kritiker dieser Aufklärung, der gleichwohl, jedenfalls seiner therapeutischen Praxis nach, Aufklärer geblieben ist.

Zuerst zu Kant:

Kants Werk, diese schon bedrohte Synthese der europäischen Aufklärungsphilosophie (ich erinnere nur an das Unverbunden-Mannigfaltige der nicht formierten Realität und die enorme Synthesis-Anstrengung des anschauenden und denkenden Subjekts, sich seiner, es formierend, zu erwehren), hatte an den Grundaxiomen der Aufklärung festgehalten. Bewusstseins- und ambivalenzfreies Unterscheidungsvermögen ... ermöglichten ein seiner selbst gewisses, gegen Wahn gefeites, die Übereinstimmung von Vorstellung und Erscheinung verbürgendes Denken. ... Aber das ›Cogito‹ des Descartes hatte sich eine gespenstische Veränderung gefallen lassen müssen. Kant hatte es nicht nur einen „empirische(n) Satz“ (KrV B 428¹⁴) genannt, sondern es empirisch auch gleich neben sich treten lassen. Er hatte das Cogito gespalten: in den rechtmäßigen Eigentümer seiner

11 Freud: *Ges. Werke* Bd. XI, 297 ff; vgl. Heinrich: *Psychoanalyse (Sigmund Freuds ...)*, 21. ff.

12 Heinrich: *Psychoanalyse ...*, 87 ff.

13 Ebd. 299 ff.

14 Nachweis bei Heinrich: *Festhalten an Freud*, Fußnote 28, ist fälschlich B 700 (120).

Vorstellungen und den doppelgängerischen Kontrolleur seiner selbst. Nur so konnte es für ihn die „ursprünglich-synthetische Einheit der Apperzeption“ ... sicherstellen. Der verräterische Satz der Zweiten Auflage ... lautet: „Das: Ich denke, muss alle meine Vorstellungen begleiten können.“ (KrV B 132) – Das beschwörerische ›muss‹, das hier für die Begleitung der eigenen Vorstellungen aufgeboten wird, signalisiert einerseits das Ende der Bewusstseinsphilosophie in romantischer Doppelgängerei, andererseits markiert es die zwanghafte Beschränkung ihrer kategorialen Reichweite von Beginn an. Immerhin bewundern wir einmal mehr den unerschrockenen Realismus Kants, der uns den Preis, der für *claritas* und *distinctio* zu entrichten war: Ich-Spaltung, nicht unterschlägt.¹⁵

Die Diskussion in Teil I sollte gezeigt haben, dass die Übersetzung von Kants Einsichten aus dem Bezugsrahmen ›Bewusstsein‹ in den Bezugsrahmen ›Sprache‹ das ›Bewusstsein überhaupt‹ (von dem Kant spricht, weil er meint, es könne logisch auch Bewusstsein geben, das nicht wie das menschliche auf Bedingungen der Erfahrung eingeschränkt, an Sinnlichkeit gebunden bleibt¹⁶) entbehrlich werden lässt. Der Sache nach handelt Kant von den Bedingungen empirisch gehaltvollen Urteilens und expliziert Regeln dafür, die nur als ›transzendentes Subjekt‹ imaginiert werden. Entsprechend ist das ›muss‹ in der Formulierung B 132 nicht ein „beschwörendes“, drückt keine praktische (deontische) Modalität aus, sondern eine theoretische (epistemische). Denn der Sache nach muss ›ich denke‹ durch ›ich verstehe/es ist verständlich‹ ersetzt werden (weil ›denken‹ einen formalen Begriff ausdrückt), und das etwas verständlich ist oder sinnvoll, das ist die logische Bedingung dafür dass es *wahr oder falsch* sein kann. Aber was Heinrich hier (in seiner zurückhaltenden Ideologiekritik) zum Zentrum macht, die Spaltung im ›Subjekt‹ (das als die kognitive Rolle der Person verstanden werden muss), die nur eine Ebenen-Unterscheidung ist, gehört auch sprachanalytisch zum Urteilen, weil sie schon zum bloß Sprechen der Sprache gehört. Als Sprecher sind Personen wesentlich sich selbst bewertend (d.h. mit der Möglichkeit der Stellungnahme zu sich und dem, was sie sagen versehen), weil man die Sprache erst dann beherrscht, wenn man sich auch selbst korrigieren kann (und nicht nur von anderen korrigiert werden). Andere problematische Aspekte der Deutung verschiebe ich auf die Diskussion der emphatischen Version.

Jetzt aber zunächst zu Freud:

Freuds Erfahrungswissenschaft von dem „dynamisch Unbewussten“, das triebhaft störend sich in

15 Ebd., 104.

16 Kandidaten für solches Bewusstsein wären z.B. die religiöse Konzeption von ›Engeln‹. – Wer das für widersinnig hält, sollte bedenken, dass Kant noch geglaubt hat, der Mond sei von uns ähnlichen Wesen bewohnt.

die Bewusstseinschelle drängt (...); einem Unbewussten, das, unheimlicher noch, Distinktionen nicht gelten lässt, auch nicht die endgültige von Leben und Tod, aber das doch auch das Leben in Bewusstseinschelle trägt, es ebenso hält wie in Aufruhr versetzt – keine entschiedenere Gegenposition zur europäischen Aufklärung schien denkbar. Wir verstehen nur zu gut, wie die Entdeckungen Freuds: die libidinöse Aufladung des Triebs von Babybeinen an; die Deutung ausgerechnet der Träume, in denen das synthetisierende Ich einer konfliktreichen, anarchisch erscheinenden Inszenierung weicht, als des Königswegs des Erkennens; überhaupt die implizite Gleichsetzung von sexueller Aufklärung ... mit dem großen philosophischen Aufklärungsunternehmen der Menschengattung, und zwar unter Aufrechterhaltung des sexuellen Vorzeichens für beide, Freud immer wieder ... in eine szientifisches Zwielficht setzen. ... Aber – und das spitzt seine Position noch einmal zu – wir müssen in ihm den legitimen Fortsetzer der europäischen Aufklärung sehen.¹⁷

Heinrich betont den Charakter der Psychoanalyse als über den Erscheinungen der therapeutischen Situation errichteten Erfahrungswissenschaft, um Freuds eigene Absage an Weltanschauung festzuhalten.¹⁸ An den Funden Freuds als ›Entdeckungen‹ kann er durchaus Zweifel hinnehmen, wenn er betont, dass die infantile Sexualität immer bekannt gewesen sei, ebenso wie Träume und Fehlleistungen. Wie ja auch die zentralen *theoretischen* Grundbegriffe um den der Verdrängung herum deutlich machen, lag Freuds Neuerung wesentlich darin, solche Erscheinungen als Themen psychologischer Theorie ernst zu nehmen. Strittig ist die Reichweite der Anwendbarkeit der psychoanalytischen Grundregel auf anderes als Träume, Fehlleistungen, neurotische Symptome. Dass Heinrich sie für gegeben hält, macht nun die emphatische Kant-Kritik von Freud her deutlich:

Wenn Kant ... von den „Bedingungen der Möglichkeit“ spricht, unter denen die Erkenntnis „a priori“ identisch ist mit der Produktion der Gegenstände durch Synthetisierung der zu „rohem Stoff“ entmächtigten Natur, dann sind wir genötigt, zu konstatieren, dass eine Erkenntnistheorie, die sich im Rahmen der Kantischen Transzendentalphilosophie bewegt, keine Möglichkeit hat, den Zurichtungsmechanismus, mit dem er seine Subjekt- und Arbeitskonstruktion verklammert, zu sprengen. Dass die Bedingungen der Möglichkeit des Erkennens mit den Bedingungen der Hervorbringung der gegenständlichen Welt zusammenfallen, bedeutet zwar einerseits, dass Kant den Anspruch der menschlichen Vernunft, als Repräsentantin der göttlichen Vernunft einen Schnitt zwischen Mensch und Natur zu machen, widerruft; andererseits aber, dass an die Stelle der Frage einer zureichenderen Bestimmung des Verhältnisses von Vernunft und Natur einzig und allein ein

17 Ebd., 105

18 *Ges. Werke*, Bd. XV, 58f.; 170 f.

Mechanismus tritt, der nur das gelten lässt, was in einem Zwangsritual, nach immer den gleichen Regeln, die die des transzendentalen Subjekts als einer Synthesismaschinerie sind, produziert wird. [... (d.h.)] ein Erkennen zu affirmieren, das mit der Praxis entfremdeter Arbeit identisch ist.¹⁹

Diese Kant-Kritik beruht offensichtlich darauf, Kants Metapher der ›Produktion‹ für empirische Erkenntnis ernst zu nehmen. Heinrich betont wiederholt, traditionelle Philosophie als ein Resultat von Verdrängung²⁰ von in der Mythologie realistisch behandelten Konflikten nur ›beim Wort‹ zu nehmen.

Es ist auch nicht zu leugnen, dass die mit ›Produktion‹ zusammenhängenden Wörter in Kants theoretischer Philosophie eine tragende Rolle spielen. Aber Kant will in der Verwendung dieser Wörter etwas über den *Begriff* der empirischen Erkenntnis herausbringen, diesen Begriff bestimmen. Um dies zu erfassen, genügt es nicht, ihn *beim Wort* zu nehmen. Heinrich berührt Kants Generalkonzession an den Skeptiker mit der totalisierenden Unterscheidung Ding-an-sich/Erscheinung, wenn er sagt, Kant widerrufe den Anspruch der menschlichen Vernunft, Repräsentant der göttlichen zu sein und damit den Schnitt zwischen Natur und Mensch, aber er adressiert sie nicht angemessen, insofern er sie hinnimmt und nicht sachlich bestreitet. Denn erstens hat ja Kant innerhalb des durch die Generalkonzession eröffneten Bereichs mit dem Gedanken der transzendentalen Affinität der Erscheinungen, unter dem sie schon von sich aus Regelmäßigkeit zeigen und so erst Assoziation möglich machen, das Harmonie-Prinzip, das einfach eine theologische Vorform²¹ des semantisch erweisbaren internen Zusammenhangs von Sprache und Welt in der Dimension des Sinns (allerdings: bei gleichzeitigem externem

19 Heinrich: *Psychoanalyse* ..., 82 f.

20 „Religionswissenschaft hat durchaus ihren Gegenstand: das Verdrängte der Philosophie ...“ (*tertium datur*, 10); „Wenn man sich überhaupt ernsthaft weiter Gedanken machen soll über die spezifische Form des Denkens, die Philosophie für sich in Anspruch nimmt, dann muss man auf ihr Verdrängtes achten – besonders auf die kollektive Verbindlichkeit in diesem ihrem Verdrängten.“ (*vom Bündnis denken* – Religionsphilosophie, 19). – Manchmal fügt Heinrich hinzu, dass es dabei um eine realistischere Philosophie gehe. Aber immer hat er die Voraussetzung im Spiel, dass Philosophie „Deutungswissenschaft“ (Adorno 1931) zu sein habe und nicht bloß reflexive Klärung des je schon Verstandenen, des Sinns. Das wiederum ist jedoch vor dem Hintergrund seiner Frontstellung gegen die Folgen der Phänomenologie Husserls und Heideggers in der Religionswissenschaft (›*Religionsphänomenologie*‹; vgl. die großartige Kritik in *Aufklärung* ..., 66-72) nur zu verständlich. Aber es bleibt bedauerlich, dass, weil man auch Wittgensteins Ansatz ein Stück weit als *Sprachphänomenologie* verstehen kann, dessen Genie an seinem so weit vorbeigegangen ist.

21 Heinrich verweist vielfach auf den Hintergrund des Theologoumenons der ›Schöpfung durch das Wort‹ und betont zurecht, dass Hegels Dialektik daran festgehalten hat (z.B. *tertium datur*, 31 ff.; 192 f.). – Selbst in einer der Lieblingsstellen von Heinrich bei Kant – der surrealistischen Schilderung, was wäre, gäbe es nicht „eine gewisse Regel, der die Erscheinungen schon von selbst unterworfen sind“ (KrV A 101) – ist schon präsent, was Kant dann auf den Begriff der ›transzendentalen Affinität‹ bringt. – Die semantisch haltbare Form des ›Harmonie-Prinzips‹ hat für Begriffe logisch akzeptabel Robert Brandom expliziert, wenn er Hegel eine nicht-psychologische Konzeption von Begrifflichkeit zuschreibt; vgl. *A Spirit of Trust*, Harvard UP 2019, 50-57. Allerdings glaubt Brandom im Weiteren, damit auch Hegels expressive Theorie von Handlung retten zu können – nach meiner Einsicht: fälschlich. Vgl. mein ›Brandom on Hegel – A Final Wittgensteinian Comment‹ (auf academia.edu und www.emilange.de).

Zusammenhang von Sprache und Wirklichkeit in der Dimension Wahrheit/Falschheit) ist. Zweitens ist der Skeptiker eben nicht unwiderleglich, sondern redet Unsinn.

Dass die Produktion von rohem Stoff der Sinnlichkeit (Gegebenheiten der Wahrnehmung) zu empirischen Erkenntnissen nach immer gleichen Regeln – den reinen Verstandesbegriffen oder Kategorien – vor sich gehe, ist nun der Grund dafür, Kant die Affirmation ›der Praxis der entfremdeten Arbeit‹ vorzuhalten. Damit wird anachronistisch antizipierend auf die Kritik von Marx am Kapitalismus seit 1844 angespielt. Heinrich behauptet sogar einmal explizit, Kant antizipiere die industrielle Fertigung.²² Nun muss, was metaphorisch ausgedrückt wird, sich auch wörtlich sagen lassen. Deskriptiver Anknüpfungspunkt der Produktions-Metaphorik ist die theoretisch gemeinte Rede von Synthesis und ›Verbindung‹. Dass Kant Verbindungsfähigkeit allein dem erkennenden Subjekt zuerkennt (KrV B 132) ist das idealistische proton pseudos seiner Erkenntnistheorie und bewirkt erst die These vom ›rohen Stoff‹ des Unverbunden-Mannigfaltigen, die deskriptiv falsch ist ausweislich der Praxis ostensiver Definierbarkeit von Wahrnehmungsprädikaten. Ohne diesen Bezugspunkt kritisiert auch Heinrich die These der ausschließlichen Verbindungsfähigkeit des ›Ich‹²³ (allerdings hat er als Freudianer keinen Begriff von der Ungrammatizität dieser Ausdrucksweise; ›ich‹ ist ein *Pro*-Nomen, daher ist es widersinnig, es selbst als *Nomen* zu verwenden).

Es wäre also nun ausführlich auf die begriffliche Problematik der Anknüpfung dieser Kritik an Marx einzugehen.²⁴ Marx habe ich wiederholt erörtert und resümiere daher hier nur meine Ergebnisse. Eine Praxis als ›entfremdet‹ zu bezeichnen heißt, sie normativ zu charakterisieren – von einer Konzeption der Nicht-Entfremdung her. Bei Marx beruhte diese Konzeption auf Hegels expressiver Theorie über Tätigkeit und Handeln, derzufolge der Handelnde in seinen Tätigkeiten und Handlungen sich ausdrücke bzw., wie der von Marx geprägte Kunstausdruck lautet, vergegenständliche. Die Kunstausdruck ist handlungstheoretisch als auf einer Verschleifung der mit Aristoteles' praxis/poiesis-Unterscheidung getroffenen Differenz zwischen Handlungen (poiesis) und Tätigkeiten (praxis) zu erweisen.²⁵ Da dies ein logischer Unterschied ist – der ein unterschiedliches Verhältnis der Tempora der Verben (für Handlungen

22 *Aufklärung* ..., 68.

23 *arbeiten mit ödipus*, 248 ff.

24 Ich habe in *Das Prinzip Arbeit* (Berlin 1980), Kap. 2, gezeigt, dass der Grundriss der Marx'schen Theorie in den *Pariser Manuskripten* von 1844 gelegt ist; und, dass dieser Grundriss in den Ausarbeitungen seit 1857/58 (der Periode der Verfassung der *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*) intakt bleibt. Für Marx' Hauptwerk, *Das Kapital*, Bd. I (1867/72) zeigt das mein Handbuch-Artikel, der in den ersten drei Auflagen von Höffes *Klassiker der Philosophie* enthalten war und zuletzt meine Auseinandersetzung mit Michael Quante (*Der unversöhnte Marx*; auf www.emilange.de).

25 *Das Prinzip Arbeit*, Kap. 1; *Klassiker der Philosophie* II, 172-3 (München ³1995).

und Tätigkeiten) festhält²⁶ – ist Marx' mit dem Vergegenständlichungstheorem operierende Entfremungskritik, derzufolge eine Tätigkeit oder Handlung entfremdet ist, wenn sie die Person am vollständigen Selbstaussdruck hindert, begrifflich inkonsistent. Die Anwendung dieser Kritik auf die Produktions-Metaphorik von Kants Bestimmung des Begriffs empirischer Erkenntnis kann nur in einem begrifflichen Schlamassel enden.

© E.M. Lange 2021

26 Aristoteles hat das in einem Beispiel kurz so ausgedrückt: „So kann man wohl sagen: er sieht und hat zugleich gesehen ..., aber man kann nicht sagen: ... er wird gesund und ist zugleich gesund geworden.“ (*Metaphysik* 1048 b 22-25; Übersetzung Bonitz) Tätigkeiten sind Prozesse, die kein internes (in der Logik der Ausdrücke liegendes) Ende/Ziel haben; Handlungen sind Ereignisse, die in einem Endzustand terminieren. Metaphorisch wird das irreführend auch so ausgedrückt: Tätigkeiten haben ihr Ziel/ihren Zweck in sich, Handlungen außer sich.